

Liebe : der Traum zu besitzen

Autor(en): **Richli, Susanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 49

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Liebe - der Traum zu besitzen

Warum wir an der romantischen Liebe scheitern
und was die Erziehung in Zeiten des
Neo-Kapitalismus damit zu tun hat. Ein Essay

von SRi

Wenn wir uns verlieben, steht am Anfang die Begeisterung, die Faszination. Wir verlieben uns, weil wir etwas im Gegenüber sehen, das uns gefällt, das uns beeindruckt. Vielleicht ist es die Bodenständigkeit, die leuchtenden Augen, die Intelligenz oder das Lachen. Egal was es ist, es berührt uns. Weil das Gegenüber so ist, wie es ist, und wir noch nicht den Anspruch haben, dass es so sein soll, wie wir es uns wünschen.

Wenn die erste Faszination vorbei ist, die Verliebtheit abgeklungen, dann verwandeln sich die anfänglich aufregenden Liebesbeziehungen in langweilige Beziehungskisten. Es steht nicht mehr die Faszination und das Interesse am Gegenüber im Vordergrund, sondern immer mehr Alltag, Gewohnheit und Bequemlichkeit. Die Einen verharren in der etablierten Beziehung, weil sie die Einsamkeit nicht ertragen. Die Anderen suchen sich einfach ein neues faszinierendes Gegenüber, bis auch dieses langweilig geworden ist und die Suche von neuem beginnt. Und wieder Andere gehen gar keine Beziehungen ein, weil sie Angst vor jeglichen Verpflichtungen haben. Warum tun wir uns so schwer mit der Liebe?

Von Prinzessinnen und Prinzen

Uns wird eine paradoxe Geschichte erzählt: Wir leben in einer Gesellschaft, die Selbstverwirklichung und Individualismus propagiert. Gleichzeitig wird uns vermittelt, dass wir erst dann ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft sind, wenn wir uns in einer monogamen heterosexuellen Zweierbeziehung befinden. Die abertausenden von Geschichten über die romantische Liebe legen diese Auffassung nahe. Das führt soweit, dass wir uns selbst erst dann als vollständig erfahren, wenn wir nicht alleine sind. Den Mädchen wird versprochen, dass es da draussen den einen Mann gibt, der sie zu einem kompletten Ganzen erweitert, der sie glücklich machen wird, der ihnen ein Haus baut und mit dem sie eine Familie gründen (sollen). Den Buben wird versprochen, dass es da draussen eine Frau gibt, die sie zuerst aus dem einsamen Turm befreien können und die dann für ihr physisches und psychisches Wohlergehen sorgt. Der Traum vom Prinzen auf dem weissen Ross, der eine Prinzessin aus dem Turm der Ein-

samkeit befreit, geistert in den Märchen umher, die uns vorgelesen werden, in den Filmen, die wir schauen, in den Büchern, die wir lesen, in den Gesprächen, die wir führen. Und wir erzählen diese Geschichten selbst, indem wir diese Märchen immer und immer wieder reproduzieren, weil wir sie leben wollen und uns einbilden, sie zu verwirklichen – dabei aber immer wieder scheitern. Denn die Lebensgeschichten sind Liebesgeschichten; ob wir scheitern oder erfolgreich lieben, ist nicht einmal wichtig. Hauptsache, wir sehen uns selbst als die Heldinnen und Helden dieser Geschichten – die Heldinnen, die notabene am Ende von Helden auf weissen Rössern oder in roten Porsches gerettet werden. Wir selbst erschaffen uns diese Liebes-Lebensgeschichten und halten uns darin gefangen. Weil wir an die Mär der bürgerlichen Kleinfamilie glauben. Und die kann nur – so wird uns weisgemacht – in einer monogamen heterosexuellen Zweierbeziehung stattfinden.

Von Individualistinnen und Individualisten.....

Diese Geschichten aber sind Lügen. Wir leben nicht in einem Märchen mit Prinzen auf weissen Rössern und Prinzessinnen in Türmen, die ihr Haar hinunterlassen, um von eben jenen Prinzen gerettet zu werden. Die bürgerliche Kleinfamilie ist ein Auslaufmodell und unsere Bemühungen, daran festzuhalten, sind nur ein letztes Aufbäumen um keine neue Familienmodelle und Beziehungsformen ausprobieren zu müssen.

Wir sträuben uns dagegen, diese Lügen als Lügen zu enttarnen. Wenn wir dies tun, dann müssen wir uns die Anerkennung und Selbstbestätigung, die wir in Liebesbeziehungen erhalten, selbst geben. Wir müssen uns von diesen uns selbst auferlegten Rollenbildern befreien und mutig sein, um neue Lebensentwürfe zu leben. Aber das bedeutet Arbeit, denn die Anerkennung und der Mut fallen uns nicht in den Schoss. So scheitern wir immer wieder, weil wir nie gelernt haben, uns selbst so anzunehmen, wie wir sind. Irgendwann wird es schmerzhaft sein, wenn wir erkennen, dass wir uns selbst so lange gezeißelt und gehasst haben. Wir werden wütend, weil die Gesellschaft uns einbläute, selbst und alleine nicht genug zu sein. Und wir werden all die Zeit bereuen, in der wir der Anerkennung von anderen hinterherjagten.

Gleichzeitig zum Vervollständigungswahn müssen wir uns aber selbst verwirklichen, müssen individuell, selbstständig, unabhängig und uns selbst genug sein. Wir wünschen uns sogar (zumindest zeitweise) erfolgreiche Singles zu sein und jederzeit Sex holen zu können, nicht auf eine Beziehung angewiesen oder von einer anderen Person abhängig zu sein. Besonders aber sind es die Frauen, die dann stigmatisiert werden, wenn sie mit vierzig kinderlos und alleinstehend sind. Ob gewollt oder nicht, ist nicht relevant. Was der beneidenswerte vierzigjährige Junggeselle ist, ist das bemitleidenswerte vierzigjährige Fräulein. So pendeln wir stetig zwischen Individualismus und Unabhängigkeit und dem Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie. Wie sollen wir erfolgreiche Individualistinnen und Individualisten sein, gleichzeitig aber unser Glück nur in monogamen heterosexuellen Beziehungen finden?

Fromm, Erich: *Die Kunst des Liebens*.
Frankfurt am Main: Ullstein 1979.

Illouz, Eva: *Warum Liebe weh tut*. Berlin:
Suhrkamp Verlag 2011.

Penny, Laurie: *Unsagbare Dinge*. Hamburg:
Edition Nautilus 2015.

Mehr als Sex: physische Nähe und Anerkennung

Wir wollen also einerseits den propagierten Individualismus leben, andererseits brauchen wir Liebesbeziehungen, weil in diesen die Grundbedürfnisse nach physischer Nähe und Anerkennung gestillt werden. Die grausamen aber aufschlussreichen «Waisenhaus-Experimente» von René A. Spitz in den 1940er-Jahren haben gezeigt, dass Kleinkinder emotional und physisch eine Retardierung erleben, wenn sie zwar mit Nahrung versorgt, Hygiene und Gesundheit beachtet und erhalten werden, aber keine physische Zuwendung und Zuneigung bekommen. «Deprivationssyndrom» wird das genannt und bedeutet, dass Kleinkinder durch längere Entbehrung unfähig werden, mit anderen Menschen zu interagieren. Viele starben an den Folgen des Deprivationssyndroms. Diese Experimente zeigen, dass physische Zuwendung (zumindest bei Kleinkindern) lebensnotwendig ist. Es ist naheliegend, dass sie auch im Erwachsenenalter eine entscheidende Rolle spielt. Und diese physische Zuwendung bekommen wir am einfachsten in einer Liebesbeziehung. Wir küssen zwar unsere Freundinnen und Freunde, wir umarmen unsere Familie, aber in einer romantischen Liebesbeziehung ist es am einfachsten, jenes Ausmass an physischer Zuneigung zu erhalten, welches wir benötigen.

Wir gehen aber nicht nur wegen der physischen Nähe Liebesbeziehungen ein, sondern auch um Anerkennung und Bestätigung der eigenen Person zu erhalten. Uns wurde kein gesundes Selbstwertgefühl mitgegeben. Wer sagt seinem Kind schon, dass es genau darum geliebt wird, weil es so ist, wie es ist? Vielmehr lernt es, dass es genau dann geliebt wird, wenn es sich so verhält, wie es die Eltern und die Gesellschaft gerne hätten. Die Mädchen sollen nicht zu laut und zu frech sein, die Buben sollen nicht emotional sein. Unsere Erziehung beruht nicht darauf, uns zu selbstständigen und selbstbewussten Menschen zu erziehen, sondern darauf, uns zu funktionierenden Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Und diese zeichnen sich dadurch aus, besitzen zu wollen.

Sexuelle Exklusivität

Besitz folgt der kapitalistischen Logik: Toy haben wollen, besitzen und wenn es nicht mehr gefällt, wegschmeissen und sich ein neues Toy holen. So drücken wir mit der Liebe nicht Zuneigung und echtes Interesse am Gegenüber aus, sondern ein Bedürfnis nach Besitz, das sich wiederum in der Besessenheit von der anderen Person ausdrückt. Wir sehen in einem Gegenüber nur die Instanz, die uns Anerkennung gibt und mit der wir regelmässig am Sonntagnachmittag Sex haben. Wenn wir uns davon abhängig machen, dann gestaltet sich die Liebe dementsprechend: Wir wollen das Liebesgegenüber besitzen, weil wir die stetige Anerkennung benötigen. Wir lieben nicht der Liebe, sondern um der Anerkennung und der physischen Nähe willen. Wir lieben nicht, weil wir etwas geben wollen, sondern weil wir etwas einfordern. Wir wollen das Gegenüber so formen, wie es uns passt und anerkennen es nicht so, wie es ist. Und uns selbst geschieht dasselbe: Unser Liebesgegenüber liebt uns nicht, weil wir so sind, wie wir sind, sondern weil wir für das Gegenüber unentbehrlich geworden sind und uns so formen lassen, dass wir den Ansprüchen und Forderungen des Gegenübers genügen. Es handelt sich nicht um eine Liebesbeziehung zwischen Gleichen, sondern um ein reziprokes Abhängigkeitsverhältnis. Dieses besteht aus zwei Parteien, die sich gegenseitig als Objekte betrachten, die besessen werden können.

Besessen werden kann aber nur etwas Materielles. Besitz muss kontrolliert werden können, damit sichergestellt werden kann, dass der Besitz den Bedürfnissen dient und nicht entwendet wird. Die Psyche des Liebesgegners aber können wir nicht besitzen. Weil wir die Gedanken unseres Gegenübers nicht kontrollieren können, müssen wir seinen Körper besitzen. Wir suchen das exklusive Recht darauf. Und über sexuelle Exklusivität definiert sich dann die Treue. Die Fälle, in denen Liebesbeziehungen wegen emotionaler Untreue in die Brüche gehen, dürften viel geringer ausfallen als diejenigen, die wegen physischer Untreue zerbrechen. Der Betrug beginnt dann, wenn er sich in etwas Materiellem gefestigt hat. Ist es Betrug, Pornos zu schauen und dabei das Kopfkino (mit beliebigen Protagonistinnen und Protagonisten) spielen zu lassen? Ist es Betrug, von einem anderen Menschen als dem Liebesgegnern fasziniert zu sein? Oder sich so stark von einem anderen Gegenüber angezogen zu fühlen, so dass bewusst Situationen gemieden werden, in denen «etwas» passieren könnte? In diesen Fällen wird aber nicht von Betrug geredet. Denn Gedanken, Fantasien, Gefühle können nicht von anderen überwacht werden. Es ist das Materielle, über das wir Kontrolle ausüben: Betrug beginnt dann, wenn das Liebesgegnern nicht mehr kontrolliert werden kann. Darum erheben wir Anspruch auf den Körper des Gegenübers. (Wenn wir auch die Gefühle und Gedanken kontrollieren könnten, so würden wir bestimmt auch dort Exklusivität einfordern.)

Das Ende der Geschichte?

Welcher Logik folgen wir, wenn wir uns verzweifelt an das Einzige klammern, das wir kontrollieren können? Einer Logik, die von mangelnder Selbstliebe her rührt. Solange wir versuchen, den propagierten Individualismus zu verwirklichen, gleichzeitig aber an veralteten Rollenbildern festhalten und nicht bereit sind, andere Lebensentwürfe auszuprobieren, sind wir zum Scheitern verurteilt. Lebensentwürfe und -formen, die nicht der Norm entsprechen, werden noch immer nicht ernst genommen (gewollt kinderlose Frauen), benachteiligt und abgewertet (homosexuelle Beziehungen). Die bürgerliche Kleinfamilie, die Platz für Individualismus lässt, gibt es nicht. Dass wir uns mit der Liebe so schwer tun, erstaunt in dieser Gesellschaft nicht.

Wenn wir uns selbst als liebenswürdig anerkennen würden, so würden wir nicht danach streben, das Gegenüber zu besitzen. Wir müssten nicht durch Kontrolle vermeintlich sicherstellen, dass das Gegenüber uns die Zuneigung gibt, nach der wir uns sehnen. Wenn wir uns selbst die Fürsorge geben könnten, die wir vom Gegenüber einfordern, dann könnten wir ihm mit mehr Achtung begegnen, da wir es nicht mehr kontrollieren wollen müssten. Wir würden ihm und uns selbst Freiraum für eine eigenständige Entwicklung zugestehen, in dem sich eine andere Art von Liebe entwickeln könnte. Eine Liebe, die von Respekt zeugt: Respekt davor, wie das Gegenüber ist. Wir könnten aufhören, es so zu formen, wie wir es gerne hätten. Wir würden uns erinnern, dass wir uns ja gerade deshalb verliebt haben: weil das Gegenüber so war, wie es war.